

# Berliner Seiten

Frankfurter Allgemeine  
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Redaktion und Verlag: Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin

Samstag, 5. Januar 2002, Nr. 4 / Seite BS 1

## Hauptstadt der Subversion

Warum Berkeley und Tel Aviv morgen auf Berlin schauen

Das Publikum in der Frankfurter „Denkbar“, das zu der Veranstaltungsreihe „Alma Tel Aviv“ gekommen war, war verwirrt. Friedrich Niewöhner sprach über „Erich Gutkinds Weg von deutscher Mystik zur Kabbala“. Es hatten sich an diesem Abend einige deutsche Bildungsbürger eingefunden, die den nordischen Mythos gerade in diesem Rahmen in sein Recht gesetzt sehen wollten; nicht minder verwirrt waren manche israelischen Freunde. Die Erforschung des nordischen Mythos, sagte Niewöhner, sei im Falle Gutkinds nur in Anlehnung an die Wissenschaft des Judentums zu verstehen und damit Ausdruck deutsch-jüdischen Wissenschaftsethos. Die Erforschung der Kabbala hingegen, die durch die einzigartige wissenschaftliche Leistung Gershom Scholems – der den Weg von „Berlin nach Jerusalem“ eingeschlagen hatte – als Forschungsgebiet erschaffen wurde, verdanke sich dem romantischen deutschen Interesse an der nordischen Mystik (Scholem hatte in Gutkinds Bibliothek neben den Quellen deutscher und nordischer Mystik auch solche der Kabbala entdeckt) und bleibe damit den Fragen der deutschen Romantik verpflichtet.

Man merkte dem Referenten die Lust am Gelingen dieses Verwirrspiels an: Für einen Moment schien der „Bindestrich“ des Deutsch-Jüdischen (oder des Judeo-Christlichen, oder des Euro-Islamischen, oder aber des Judeo-Muslimischen, „wer gäbe das!“) wieder in sein Recht gesetzt, ohne damit auch nur irgend etwas an der Substanz der Dinge aufgegeben zu haben: Scholem blieb Scholem, Kabbala jüdische Mystik, Gutkind Autor des „Volker“, die deutschen Faschisten Nazis. Nur die Grenzziehungen schienen verwischt, mit-

September vergangenen Jahres in Berlin eine Internationale Gesellschaft für jüdische Kulturwissenschaften gründeten, haben genau die umgekehrte Richtung eingeschlagen: Sie wollen die „emigrantische jüdische Wissenschaft“ und damit den Bindestrich des Deutsch-Jüdischen neu behaupten – und zwar diesmal nicht etwa aus Bemühen um „Assimilation“ oder aus Opportunismus, sondern, im Gegenteil, als gegenläufige Agitation, als Ausdruck einer radikalen Kritik an den nationalen, politischen und sprachlichen Grenzziehungen (jüdischer) Identität, also nicht als Selbstaufgabe, sondern als Suche nach den Spuren ureigensten geistigen Besitzes.

Berlin wird dabei – paradoxerweise und ohne daß dabei etwas eigentlich „Deutsches“ gemeint wäre – zu so etwas wie einer Inspiration für einen möglicherweise in Europa sich neu abzeichnenden entgrenzten Umgang mit jüdischer Kultur, dessen Zukunft gerade von jenen – zum Teil dezidiert religiös geprägten – Intellektuellen eingefordert wird, für die „jüdische Innerlichkeit“, „Heimkehr“, „Nähe zur Tradition“, „Identität“ im politischen, religiösen, menschlichen Sinne in Zion zum Problem geworden ist.

Schon seit längerem lesen kritische Historiker in und außerhalb Israels die Verdrängung des Anderen (des Arabers, des Christen, des Muslimen) aus der jüdischen kulturellen Selbstwahrnehmung als Konsequenz jener bewußten geistigen „Vernichtung“ des deutsch-jüdischen Wissenschaftsethos, die Scholem 1944 in der Zeitung „luakh ha'aretz“ auf erschreckende Weise als „notwendig“ für die Schaffung eines alternativen nationalen hebräischen wissenschaftlichen Kanons eingefordert hatte. Die geistige „Vernichtung“ der deutsch-jüdischen Gelehrtentradition sei notwendig, da diese das Judentum versteinert und begraben habe: „Hier sind neue Begriffe und neue Kategorien notwendig, eine neue Intuition und neuer Mut: Destruktion der Destruktion (happalat ha-happala), Vernichtung der Vernichtung (hissul ha-hissul).“

Die Aporien, die sich aus einer solchen Perspektive der jüdischen Innerlichkeit ergeben, hat Scholem selbst vorweggenommen. „Wir kamen, um zu rebellieren, aber wir haben letztendlich (das Bestehende) fortgesetzt. All diese Übel [der Wissenschaft des Judentums] verkleiden sich nun als Nationalismus. Vom Regen in die Traufe: nach der Leere der Assimilation kommt die nächste, die des nationalistischen Exzesses. (...) In beiden Fällen bleiben die wirklichen Kräfte unserer Welt, das echte „Daimonion“, außerhalb des Bildes, das wir geschaffen haben.“

Die Suche nach dem „echten „Daimonion“, nach der widersprüchlichen Kraft der Beseeltheit der Dinge (auch in der Wissenschaft) scheint nun bewirkt zu haben, daß „Berlin“ gegenwärtig auf ambivalente Weise zu einer Art Gegen-Ort avanciert, der es kritischen Intellektuellen erlaubt, den subversiven Umgang mit jüdischer Kultur und die damit einhergehenden „staatsgefährdenden“ Fragestellungen auf dem Rücken der eigenen Geschichte, nämlich der des deutsch-jüdischen Bildungsbürgertums, zu inszenieren. Damit bleiben wir jenem Scholem treu, der zusammen mit Benjamin von dem „anarchischen Windstoß“ einer Geschichtsbetrachtung geredet hatte, die den „Rücken der Geschichte“ sucht. Mit dem Rücken der Geschichte sei die der Siegergeschichte abgewandte Seite der Geschichte gemeint, derer wir uns erinnern müßten, wenn wir, wie Scholem es sagte, alle „Essenzen“ untergraben und den „Daimonion“ im Sinne eines beseelenden Geistes, der sich durch keine Grenzziehungen einfangen läßt, als die eigentliche Kraft unserer Arbeit anerkennen wollten (daß im Programm des „Ateliers“ von der „Aukistik des weiblichen Rückens“ die Rede ist, gehört auch in diesen Zusammenhang). Auf dem Rücken einer Geschichte, die noch eingelöst werden muß, ließe sich die jüdische Philosophie des frühen Mittelalters als arabischer Kalam, die christliche Scholastik als Maimonideanismus, der Neukantianismus als jüdische Moderne, die zeitgenössische Theorie des Midrasch als Heidegger-kritische Sprachtheorie abbilden. In dieser Struktur erkennt Benjamin das Zeichen „einer revolutionären Chance im Kampfe für die unterdrückte Vergangenheit. Er nimmt sie wahr, um eine bestimmte Epoche aus dem homogenen Verlauf der Geschichte herauszusprengen“.

Der Begriff „Atelier“ bezeichnet übrigens ursprünglich einen Haufen von Holzspänen, aus dem altfranzösischen astele – „Splitter“ oder „Span“. Im Aramäischen bezeichnet das lautverwandte „ha beha talia“ dagegen eine Denkkunst, die es versteht, „das eine mit dem anderen zu verbinden, indem es das eine am anderen aufzuhängen versteht“. „Hast du auch die eine Sache mit der anderen verbunden?“: Dies ist der rabbinischen Tradition nach eine der drei Fragen, die der Mensch vor dem himmlischen Thron beantworten muß. Sie kommt gleich nach der Frage, ob er seine Frau durch seine Liebeskünste glücklich machen konnte. ALMUT SH. BRUCKSTEIN



Den neuen Nathan im BE spielt Peter Fitz, Szene mit Markus Meyer Foto Monika Rittershaus

## Wer ist der Herr der Ringe?

Peymanns „Nathan der Weise“ wagt den Kampf mit der Esoterik

Ach Gott, „Nathan der Weise“, hieß es übereinstimmend vor wenigen Monaten, als Claus Peymann ankündigte, Lessings berühmtes Drama außerplanmäßig ins Repertoire des Berliner Ensembles zu heben. Etwas Besseres fällt ihm wohl nicht ein zum 11. September als dieser erbauliche Appell zur allgemeinen Versöhnung der Weltreligionen. Die Nörgelei war ungerecht. Denn gerade dieses Stück verlangt erheblichen Mut zum Risiko. Zu stark wird es assoziiert mit langweiligen Schulstunden, auswendig gelernten Zitate und einer bis zum Überdruß interpretierten Ringparabel. In der ist immerhin der Dialog der Kulturen schon pragmatisch vorgedacht als freundliches Gespräch von finanzkräftigem Kaufmann (Nathan) zu kriegslüsterndem Sultan (Saladin): „Fast hab ich des baren Geldes zuviel ... Da dacht ich, ob nicht du vielleicht – weil doch ein naher Krieg des Geldes immer mehr erfordert – etwas brauchen könntest.“

Die eigentliche, viel couragiertere Stoßrichtung der Stückwahl hat sich dann erst in den letzten Wochen offenbart, als der Schatten aus Hollywood immer größer wurde und schließlich die Tolkien-Tornados über uns hereinbrachten. Peymann nimmt mit seinem „Nathan“ einen Kampf auf, dem sich sonst – soweit man sehen kann – niemand stellt. Es geht um die Frage, wer der wahre Herr der Ringe ist. Wesen Weisheit hat uns mehr zu sagen, die des Juden aus Jerusalem oder die des Zaubers aus Mitteltele? Wer wappnet uns besser, endgültig das Böse zu besiegen, Nathan der Gütige oder Gandalf der Graue?

Es ist ein Kampf, der von vornherein verloren scheint. Man muß nur einmal in die Großbuchhandlungen der Stadt gehen, zu Dussmann oder Hugendubel, um die wahren Kräfteverhältnisse zu sehen. Hier die Streitmacht von unzähligen dicken, roten Büchern, die sich auf vorgeschobenem Posten überall breitmacht, verstärkt von bunten kartographischen und enzyklopädischen Hilfstruppen. Dort das dünne, gelbe Reclam-Hefchen, schamhaft versteckt in einem abseitigen Regal und mitunter gar nicht mehr vorrätig. Daß Peymann sich dennoch unbeirrt dem hoffnungslosen Ringkampf stellt wie der kleine Hobbit Frodo Beutlin, dem auch nicht die Spur einer Chance gegen Sauron, den Dunklen Herrscher von Mordor, eingeräumt wurde, muß als das bezeichnet werden, was es ist: eine heroische Tat, tausendmal wagemutiger als alle Sonntagsreden von Kulturstaatsministern.

Denn schließlich steht eine Menge auf dem Spiel. Werte, die unser europäisches Auenland ausmachen, sind in erster Gefahr. Wofür steht Tolkien, wofür Lessing nicht steht? Für Abenteuer statt Erziehung, Esoterik statt Aufklärung, Vorsehung statt Vernunft, Heldentum statt Geistesgröße, Macht statt Versöhnungspolitik, kurz: amerikanischen Kulturim-

perialismus statt humanistischer Bildung.

Es ist ein Konflikt, der schon in der Bedeutung des Ringes, in seiner magischen Macht angelegt ist. In Wolfenbüttel wird ihm vor 223 Jahren die „geheimen Kräfte, vor Gott und Menschen angenehm zu machen“, zugesprochen, in Oxford mehr als 150 Jahre später orientiert sich ein Professor für Englische Literatur ersichtlich mehr an den Nibelungen: „Ein Ring, sie zu knechten – sie alle zu finden, ins Dunkel zu treiben und ewig zu binden.“ Das hat Sauron, der Abscheuliche, in den Ring einritzen lassen, der ihm die absolute Macht sichern soll.

Wie der Ring, so die Probleme, die er einem aufbürdet. Bei Tolkien ist es der mit schweren Strapazen und Wunden gepflasterte Weg der Tat, der zum guten Ende führt – an dem der kleine Frodo nicht ein-

mal mehr die physische Kraft aufbringt, den verfluchten Ring zu vernichten: Ihm muß der Finger abgeissen werden.

Um wie vieles menschenfreundlicher werden hingegen die Probleme bei Lessing gelöst! Ein gepflegtes, den Regeln kommunikativer Vernunft gehorchendes Gespräch reicht hier schon aus, einen in guter Absicht, aber dennoch betrügerisch vervielfältigten Ring spielend verschwinden zu lassen. „Eure Ringe sind alle drei nicht echt. Der echte Ring vermutlich ging verloren“, sagt der genervte Richter in der Ringparabel schließlich zu den drei Söhnen, die auf ihrem vom Vater vererbten Originalring beharren. Damit geben sie sich zufrieden und ziehen von dannen, um das humane Menschenbild fortzupflanzen. Was ist die größere Zauberei?

Daß auf Lessing so viele Vorurteile lasten, daß das Gesicht sofort vergilbt, wenn Nathan zu seinen wohlwollenden Predigten anhebt, daran sind Lessings liebste Schützlinge schuld. Der, der „Erzieher der Erzieher“ sein wollte, ist von den Erziehern verraten worden. Geflissentlich überlesen sie die Warningschilder, die Lessing selbst in seinem Stück aufstellte. „Mein Vater liebt die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich mit toten Zeichen ins Gehirn nur drückt, zu wenig“, sagt Recha, die christlich geborene, jüdisch erzogene Pflege-tochter einmal über Nathan, ihren kulturellen Vater, der mit seiner geduldrigen Erziehungsarbeit alle genetischen Dispositionen zu überschreiben versteht. Die ihm nachfolgenden, liebten die kalte Buchgelehrsamkeit wohl zu sehr. Sie verwandelten das Drama in ein immer blasser werdendes Ideenstück, dessen Kern die ursprüngliche Gleichrangigkeit der drei monotheistischen Vaterreligionen ist.

Dabei hatte sich Lessing so viel Mühe gegeben, diese moralphilosophische Botschaft hinter einer bunten, kapriolenreichen Handlung zu verstecken. Er hat das Drama an einen fernen Ort, nach Jerusalem, und ins Mittelalter des zwölften Jahrhunderts verlegt, in die Zeit der Kreuzzüge. Häuser geraten in Brand, Leben werden gerettet, Liebe flammt auf. Exotisches Personal wird aufboten, zwar keine Orks und Elben, aber ein Sultan, ein Tempelherr, verschollene Verwandte und sogar ein besonders finsterner christlicher Patriarch („Tut nichts. Der Jude wird verbrannt“). Er hat das Stück mit Rätseln vollgestopft, von denen manches ungelöst bleibt. Zum Beispiel, welcher Sohn nun wirklich den Originalring bekam. Denn der Vater hatte beim Künstler nur „zwei andere bestellt“. Und seine Genealogien sind fast genauso verwirrend wie bei Tolkien. So erweist sich Recha, das Judenmädchen, am Ende als Frau von Filnek.

Genutzt hat es alles nichts. Übrig blieb ein Skelett aus Ideen und kategorischen Imperativen. Sind wir vielleicht selbst schuld, daß Hollywood uns heute mit Geschichten versorgt? Vor 21 Jahren, im März 1981, hat Peymann in Bochum schon einmal „Nathan der Weise“ aufgeführt. Es wurde einer seiner größten Erfolge. Die Kritiker sind damals müde hingefallen und munter zurückgekommen. Stellenweise soll es sogar albern gewesen sein. Daß der Sult an Liegestuhl saß, führte bei der Übernahme in Wien 1986 zu heftigen Zuschauerprotesten. Vielleicht hat ja diesmal Nathan der Weise einen so schönen Klebebart wie Gandalf der Graue.

MATTHIAS EHLERT

„Nathan der Weise“ hat heute um 19.30 Uhr Premiere im Berliner Ensemble. Die nächsten Vorstellungen sind am 6., 12. und 13. Januar.



Der Zauberer Gandalf

Foto Cinetext

## Amüsantes Nichts

Schade, daß bald feststehen wird, wer dem neuen Senat angehört und wie viele Senatoren der PDS angehören, drei oder vier. Das öffentliche Spekulationspiel mit Zahlen und Namen war doch recht amüsant, und es wurde in dem Maße noch immer amüsanter, in dem wegen der politischen Feiertagspause die Zahl harter Nachrichten gegen null ging. Die „Berliner Morgenpost“ hat die Spekulationen gestern auf eine wissenschaftliche Basis gestellt: Weil die SPD bei der Wahl am 21. Oktober 29,7 Prozent der Stimmen erhalten habe und die PDS 22,6 Prozent, stünden den Sozialdemokraten 4,54 Senatoren zu und den Postkommunisten 3,46. Wir sind von den vielen Festessen der vergangenen Tage zum Nachrechnen noch zu träge. Aber nehmen wir mal an – gehen wir mal davon aus, würde der Politiker sagen, was dasselbe bedeutet, aber mehr Tatsachengrundlage suggeriert –, die „Morgenpost“ hätte richtig gerechnet. Dann weiß immer noch kein Mensch, nicht einmal ein Berliner, was das möglicherweise für die eventuelle Verteilung der Posten unter Umständen und unter Abwägung aller Imponderabilien vielleicht oder auch nicht zu bedeuten haben könnte. Das bleibt bis zum kommenden Montag offen, an dem die Koalitionsverhandlungen abgeschlossen werden sollen. Die Verteilung der Ressorts und der Wortlaut der Präambel des Koalitionsvertrags sollen bis dahin ausgehandelt sein (entschuldigt sich die PDS für die Untaten ihrer Vorgängerpartei, der SED?). Ein bißchen Spekulationspielzeug wird dem öffentlichen Berlin aber noch bis zur übernächsten Woche in Händen bleiben. Dann erst wollen die beiden Parteien kundtun, wen sie zur Senatorin oder zum Senator machen. Vielleicht läuft es tatsächlich darauf hinaus, daß der 0,54-Senator der SPD und der 0,46-Senator der PDS in einem parteilosen Senator Fleisch werden, der in FDP-ähnlicher „Äquidistanz“ zu den Senatsparteien dem Wohle Berlins sich widmet. Besonders amüsant war jedenfalls am Freitag das neueste Spekulationsstück, daß nämlich der Fraktionsvorsitzende der PDS im brandenburgischen Landtag, Lothar Bisky, Kultursenator in Berlin werden solle. Der Berliner Landesvorsitzende Stefan Liebich nutzte die Gelegenheit – wie alle Beteiligten es bei jeder ähnlichen Gelegenheit seit Wochen tun –, um an die Öffentlichkeit zu treten und mit aller gebotenen Bestimmtheit zu sagen, daß es nichts zu sagen gibt. Man wisse noch nicht, ob Bisky Kultursenator werde, man wisse noch nicht einmal, ob die PDS den Posten des Kultursenators übernehme. Weil das nur eine kurze Meldung ergeben hätte, fügte er hinzu, Gregor Gysi habe Lothar Bisky getroffen, und er ergänzte generös: „Ich weiß, daß beide gut befreundet sind, und kann mir vorstellen, daß sie sich besucht haben.“ Das können wir uns auch vorstellen, wissen aber nun immer noch nicht mehr. Dafür wiederum würden wir uns jetzt entschuldigen, aber das Ausmaß unseres Nichtwissens ist so groß, daß man es gar nicht entschuldigen kann. wer.

## Chronik

Man gewöhnt sich. Die gefühlte Temperatur steigt, auch wenn es frostig bleibt, und der Euro lag am Tag vier des goldenen Zeitalters schon ein bißchen weniger sperrig im Geldbeutel. Dennoch gehörte der Satz „Da muß ich mich erst noch dran gewöhnen“ auch gestern zu den meistgehörten überall dort, wo Geldscheine gezückt und mit Münzen geklappt wird. Bei Nachttemperaturen um minus zwölf Grad sind fast alle Seen und auch viele Kanäle und Flüsse zugefroren. Die Fahren am Wannsee haben ihren Betrieb eingestellt. Auf dem Zierüppel am Potsdamer Platz wurden erste Schlittschuhläufer gesichtet. Die Wasserschutzpolizei wartet jedoch vor dem Betreten der Eisflächen, die noch zu dünn seien, um sich darauf zu bewegen. Eine Warnung auch an alle prügelnden Ehemänner: Sie erhalten künftig von der Polizei Hausverbot. Am Montag läuft in den Stadtteilen Marzahn, Hohenschönhausen, Hellersdorf, Weißensee und Pankow ein Modellversuch an, der es den Beamten erlaubt, in Fällen akuter häuslicher Gewalt Platzverweise von bis zu sieben Tagen zu verhängen. Im vergangenen Jahr wurden in Berlin allein in den ersten neun Monaten 5375 derartige Fälle registriert. 2000 Frauen und 2000 Kinder suchen jährlich Schutz in den sechs Berliner Frauenhäusern. Hertha-Manager Dieter Hoeneß hat unterdessen Kontakte zu Huub Stevens eingetäumt. Nach seinen eifrigen Dementis, den Trainer von Schalke 04 als Nachfolger von Jürgen Röber für die nächste Saison verpflichtet zu haben, gab er nun zu, mit Stevens „erste Gespräche“ geführt zu haben. Spätestens bis zum Ende der Winterpause soll die Trainerfrage gelöst sein, wenn sie nicht schon längst gelöst ist. 3,2 Millionen Euro hat der Senat für den Neubau einer Feuerwache in der Nähe des Kanzleramtes bewilligt. 49 neue Stellen sollen dort geschaffen werden. Es ist zwar nicht sehr wahrscheinlich, daß der Betonkoloss im Spreebogen brennbar ist, doch an der Kanzlersicherheit darf nicht gespart werden. Der Feuerwehr in den Bezirken fehlen weiterhin rund 400 Stellen und neue Fahrzeuge. jöm